

minder obsoleten Vorwurf auf, hermeneutische Verfahrensweisen zielten darauf ab, sich in anderer Leute Köpfe hineinversetzen zu wollen. Ein eigener Beitrag zu interpretativen bzw. hermeneutischen Ansätzen der Kulturwissenschaften, der mit der weitverbreiteten Unkenntnis über die neuere Hermeneutik hätte aufräumen können, fehlt leider in diesem Band – was angesichts der in der Einleitung formulierten Erkenntnis, daß Kulturgeschichte es nicht zuletzt mit der Analyse von Wahrnehmungsweisen und Symbolwelten zu tun hat, eine besonders schmerzliche Lücke darstellt.

Schließlich und viertens bietet der Band drei Beiträge, die jeweils ein thematisches Fallbeispiel liefern bzw. ein solches methodisch-theoretisch erörtern. Letzteres tun die Beiträge von Heinz-Gerhard Haupt und Charlotte Tacke (»Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert«) und von Philipp Sarasin (»Subjekte, Diskurse, Körper. Überlegungen zu einer diskursanalytischen Kulturgeschichte«). Joachim Radkau theoretisiert nicht über »Nationalismus und Nervosität«, sondern er liefert eine überaus anregende Fallstudie, die die wissenschaftlichen, journalistischen oder autobiographischen Redeweisen über Nervosität, Neurasthenie etc. in ihren argumentativen Verästelungen untersucht und im Zusammenhang der nationalistischen Weltansichten interpretiert.

Ob der Sammelband das in der Einleitung formulierte Ziel erreicht, dazu beizutragen, »die zur Zeit erkennbaren Defizite insbesondere der deutschen Diskussion und Praxis der Kulturgeschichte nach Möglichkeit zu beheben« (S. 13), ist schwer zu sagen, da diese Defizite hier nicht benannt werden. Die ebenfalls in der Einleitung ge- und auch benannten Defizite der deutschen Historischen Sozialwissenschaft, vor allem deren bisherige Ausparung der sinnhaften und symbolischen Wirklichkeitskonstitutionen vergangener Zeiten (S. 11 f.), werden aber durch diesen Band und andere aktuelle Veröffentlichungen derzeit tatsächlich nach und nach behoben. Das ist erfreulich und ermutigend, bietet sich doch dadurch die Chance, die Ausgrenzungsdebatten alten Stils (nach dem Motto: »Gesellschaft« versus »Kultur«) endlich ad acta zu legen. *Ute Daniel, Braunschweig*

Otto Gerhard Oexle, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus. Studien zu Problemgeschichten der Moderne*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1996, 315 S., kart., 64 DM.

Der vorliegende Band vereint Beiträge des Autors zur Theorie der historischen Erkenntnis und zur Wissenschaftsgeschichte der Kulturwissenschaften aus den Jahren 1984 bis 1996. Von den insgesamt sieben Aufsätzen Oexles behandeln vier Fragen zum Stand und zu den Perspektiven der Historismus-Diskussion, zwei sind dem Bild des Mittelalters in den wissenschaftlichen Debatten der Weimarer Republik gewidmet. Die abschließende Abhandlung über »Der Teil und das Ganze« greift grundlegende Fragen geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis unter Rückgriff auf Forschungsüberlegungen seit dem 17. Jahrhundert auf.

Hiermit ist bereits eine der Stärken von Oexles Aufsatzsammlung benannt, die scheinbar mühelos die »lange Dauer« der Theoriedebatte in der Geschichtswissenschaft vom Mittelalter bis in die jüngste Zeitgeschichte umspannt. Mittels dieser Perspektive kommen zahlreiche Ansätze und Vertreter der Geschichtswissenschaft – auch solche einer oft nur als vormodern verstandenen Epoche – zur Sprache, die in den herkömmlichen historiographischen Debatten oft aus den Augen verloren werden. So verweist Oexle u. a. auf die Existenz eines typologischen und figuralen Denkens schon bei Otto von

Freising, dem erst durch das Aufkommen des Historismus der Boden entzogen wurde (S. 220). Ein weiterer Vorzug von Oexles Aufsatzsammlung ist sein multidisziplinär ausgerichtetes Verständnis einer modernen Wissenschaftsgeschichte; die Debatten der Kunstgeschichte, der Literaturwissenschaft, der Psychologie, aber auch die der Naturwissenschaften werden, soweit sie das historische Erkenntnisproblem betreffen, gleichgewichtig mit den innerfachlichen Debatten der Historiker berücksichtigt. Darin spiegelt sich eines der zentralen Ziele, die der Autor mit dieser Aufsatzsammlung verfolgt. Insbesondere die Geschichtswissenschaft, so heißt es bei Oexle, bedürfe heute einer »entschlossenen Ent-Disziplinierung«, d. h. nicht »Aufhebung oder Verwischung der unterschiedlichen Profile« der kulturwissenschaftlichen Fächer, sondern die »Entdeckung ihrer wechselseitigen Komplementarität« (S. 10). Noch umfassender formuliert: Oexle geht es um die »erneute Schöpfung einer historischen Kulturwissenschaft«.

Die zwei Beiträge über »Das Mittelalter und das Unbehagen an der Moderne« sowie »Das Mittelalter als Waffe« bilden gewissermaßen angewandte Beispiele für diesen Anspruch. Der Autor macht darin ersichtlich, wie das Bild vom Mittelalter als einer Zeit, in der »organische Gemeinschaften vorherrschten«, nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1918 eine auffällige Rezeption erfuhr. Unter Rückgriff auf Ferdinand Tönnies' berühmte Abhandlung über Gemeinschaft und Gesellschaft entfaltete sich in diesen Jahren ein »politisch-sozialer Mediävelismus«, der schließlich in die Propagierung eines »Neuen Mittelalters« einmündete. Oexle zeigt detailliert die breit gefaßte Entwicklungsgeschichte dieser Ideen auf, die in die Jahre des Zusammenbruchs des Fortschrittsglaubens am Ende des 19. Jahrhunderts und einer sich rasch verschärfenden Kritik an der Gegenwart zurückreichte und das Mittelalter zu »der Leitepoche politisch-sozialer Imagination« werden ließ (S. 173). Indirekt trug dies bei zahlreichen Vertretern der Kulturwissenschaften zu einer positiven Einschätzung des Aufstiegs des Nationalsozialismus bei (S. 155).

Den eigentlichen Kern von Oexles Abhandlungen aber bildet seine Auseinandersetzung mit dem Historismus-Problem – dazu gehört auch seine wichtige problem- und begriffsgeschichtliche Untersuchung aus dem Jahrbuch der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft (1986) – die hier in vier unterschiedlichen, sich aber letztlich doch stark überschneidenden Beiträgen zur Sprache kommt. Man hätte sich als Leser diesbezüglich eine vorsichtige Überarbeitung der einzelnen Argumentationsstränge gewünscht, um einige der Wiederholungen zu vermeiden. Die Botschaft Oexles wird andererseits aber gerade wegen dieser Wiederholungen um so klarer formuliert. Sie läuft – im Kern – auf die Feststellung hinaus, daß der Historismus aus einer positiv wie negativ mißverstandenen Gleichsetzung mit den Auffassungen Rankes und Humboldts zu befreien sei. Tatsächlich müsse man unterscheiden zwischen Historismus als einer geistig-kulturellen Bewegung und der idealistischen Begründung der Geschichtswissenschaft, denn auch der Positivismus und der historische Materialismus standen im Zeichen des Historismus (S. 31). Die entscheidende Ursache für das bisherige Mißverständnis sieht Oexle in Meineckes Darstellung des Historismus und ihrer breiten Rezeption angelegt. Schon Droysen dagegen habe konstatiert, daß historische Erkenntnis nicht Abbildung geschehener Geschichte sei, sondern einen gedanklichen Entwurf bilde. Geschichtswissenschaftliche Erkenntnis wurde somit bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts als empirisch vorgehendes und empirisch gestütztes Hypothesen- und Entwurfswissen definiert. Über eine Historisierung des Historismus solle letztlich, so formuliert es Oexle, eine Überwindung der fachspezifischen Vereinzlungen und Verdinglichungen erreicht werden (S. 46). Als zentralen Bezugspunkt hierfür bestimmt der Autor die einschlägigen Überlegungen von Ernst Troeltsch, Otto Hintze und Max Weber (S. 57–62). Aus deren Beiträgen ergebe sich die Grunderkenntnis, daß – im Gegensatz zu der auch heute noch vorherrschenden Meinung unter den Historikern – der Historismus keineswegs als etwas

Überholtes zu gelten habe, sondern vielmehr, in Übereinstimmung mit Feststellungen aus anderen Kulturwissenschaften, als ein andauerndes Grundproblem der modernen Welt und der Gegenwartskultur (S. 108). Dies zeige sich auch in den aktuellen Diskussionen der Gegenwart, für die u. a. eine anhaltende »Aufdringlichkeit der Geschichte« in Form der Musealisierung der Lebenswelt (Hermann Lübke) konstatiert wurde, oder aber auch in der Wiederkehr des Historismus in der Gegenwartsphilosophie (S. 133 f.). An dem Historikerstreit von 1986/87, den Oexle als eine peinliche »Entgleisung« wertet, zeige sich aber, daß der »deutschen Geschichtswissenschaft der Historismus als Grundgegebenheit und Problem der modernen Welt abhandeln gekommen« sei. Der Autor führt dies auf die nicht erkannte Unterscheidung von Werturteilen einerseits, wissenschaftlichen Tatsachen-Feststellungen und Tatsachen-Urteilen andererseits zurück, wie sie maßgeblich Max Weber begründet hatte (S. 135 f.).

Vor diesem Hintergrund versucht Oexle in seinen Überlegungen eine Tradition neu aufleben zu lassen, die in der wissenschaftlichen Diskussion im Deutschland der Jahrhundertwende fest verankert war, dann aber nicht weiter rezipiert bzw. »uminterpretiert« wurde. Er verspricht sich davon eine Aufbrechung der disziplinären Grenzen und eine Beendigung der gegenseitigen Wahrnehmungsverluste innerhalb der heutigen Theorie- und Methodenauseinandersetzung in den Kulturwissenschaften. Zur Verdeutlichung seiner Thesen wäre an verschiedenen Stellen ein stärkerer Rückbezug auf die aktuelle Praxis historischer Forschung wünschenswert gewesen. Es ist aber zu hoffen, daß die neuere Sozial- und Kulturgeschichte die hier angeschnittenen Fragen intensiver als bisher rezipiert, um dem Ausbau eines gelegentlich selbstgefällig wirkenden Wissenschaftsbetriebs und einer weiteren Fragmentarisierung des Faches entgegenzusteuern.

*Christoph Cornelißen, Düsseldorf*

Francis Haskell, Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit. Aus dem Englischen übers. v. Michael Bischoff, Verlag C. H. Beck, München 1995, 588 S., 262 Abb., Ln., 168 DM.

Die Wahrnehmung des Historischen, so faßte Johan Huizinga 1943 die These seiner Antrittsvorlesung von 1905 zusammen, lasse sich am besten umschreiben »als eine Sicht, besser vielleicht als eine Evokation von Bildern«. Bilder seien es, in denen wir Geschichte denken, und diese inneren Bilder seien beeinflusst von den äußeren Werken der Kunst. Man nehme nur unsere Vorstellungen vom alten Ägypten: Beruhen sie nicht weitgehend auf den Grabschätzen und Wandmalereien, denen wir in den Museen und auf Reproduktionen so häufig begegnen? Selbst unsere Vorstellungen vom Leben im Hochmittelalter: Wie stark sind sie geprägt vom Eindruck der Kaiserdome, vom Bamberger Reiter und den Buchmalereien der Manesseschen Handschrift. Das historische Organ, bemerkt Huizinga, sei »immer visueller geworden«, seit es seine Nahrung aus immer leichter verfügbaren Bildquellen empfangt. Das historische Denken hat, so könnte man auch formulieren, begonnen sehen zu lernen. Das ist ein langer und schwieriger, auch noch keineswegs abgeschlossener Prozeß. Seine Anfänge und Probleme, seine Bedigungen und Folgeerscheinungen schildert der Oxforder Kunsthistoriker Francis Haskell in dem vorliegenden Buch. Es kommt in jeder Hinsicht gewichtig daher: Es ist unmöglich, beim Lesen die zweieinhalb Kilo in der Hand zu halten. Ein großzügiges Quartformat, eine Bindung in terrakottafarbenem Leinen, ein Schutzumschlag mit einem Gemälde von van Dyck, alles signalisiert hier Geschmack und Kennertum. Kaum eine Doppelseite ohne Abbildung; der Preis macht die Anschaffung zur Investition; das Kunstdruckpapier läßt